Der Geist lächelte gedankenvoll und winkte mit der Hand. Dann sagte er: „Laß uns ein anderes Weihnachten sehen."

Skrooges früheres Selbst wurde bei diesen Worten größer. Noch war er in der Schule. Doch es war einige Jahre später. Er war allein, denn die andern Knaben waren „fröhliche Weihnachten" zu feiern, nach Hause gereist. Da ging die Tür auf und ein kleines Mädchen, viel jünger als der Knabe, sprang herein, schlang die Arme um seinen Hals, küßte ihn und begrüßte ihn als ihren „lieben Bruder".

„Ich komme, um dich mit nach Hause zu nehmen, lieber Bruder," sagte das Kind, fröhlich mit den Händen klatschend.

„Nach Haus, liebe Fannh?" frug der Knabe.

„Ja," antwortete die Kleine in überströmender Lust. „Nach Hause und für immer. Der Vater ist jetzt viel freundlicher, als sonst, er ist ein anderer geworden nach der Mutter Tode. Er sprach eines Abends, als ich zu Bett gehen wollte, so freundlich mit mir, daß ich mir ein Herz faßte und ihn frug, ob du nicht nach Hause kommen dürftest; und er sagte ja und schickte mich im Wagen, um dich zu holen. Und du sollst jetzt dein freier Herr sein," sagte das Kind und blickte ihn bewundernd an, „und nicht mehr hierher zurückkehren, aber erst sollen wir alle zusammen „fröhliche Weihnachten" feiern.

„Ach," seufzte Skrooge, „sie war immer ein zartes Wesen, aber hatte ein so reiches Herz."

„Sie starb verheiratet, nicht wahr!" sagte der Geist, „und hatte Kinder, glaube ich?"

„Ein Kind," antwortete Skrooge.

„Ja," sagte der Geist, „Dein Neffe."

Skrooge schien unruhig zu werden und er antwortete kurz: „Ja!"

Der Geist führte Skrooge weiter durch die Straßen. Ueberall war Gedränge und Gewirr; an dem Aufputz der Läden sah man, daß auch hier Weihnachten sei; aber es war Abend und die Straßenlaternen brannten.

Der Geist blieb vor einer Gewölbetür stehen und frug Skrooge, ob er sie kenne.

„Ob ich sie kenne!" fragte Skrooge. „Hier habe ich ja gelernt!"

Sie traten hinein. Ein alter Herr mit einer Stutzperücke saß hinter einem hohen Pult.

„Ha," rief Skrooge in größter Aufregung, „das ist ja der alte Fezziwig, mein Prinzipal, wie er leibt und lebt."

Eben legte der alte Fezziwig seine Feder hin und sah nach der Uhr, deren Zeiger auf 7 stand.

„Halloh," rief er auf einmal, „Skrooge und Dick, Feierabend heute. Weihnachten, Jungens, macht die Läden zu."

„Man hätte nicht glauben sollen, wie frisch die Jungen ins Zeug gingen. Die Laden wurden zugemacht, Stühle, Tische und Bänke entfernt. Ein Mann mit einer Violine kam herein, die Töchter Fezziwigs mit ihren Bräutigams, das andere männliche und weibliche Personal des Hauses, zuletzt Fezziwig mit seiner Frau und es wurde getanzt. Alles war so froh. Kuchen wurde verteilt und Rindsbraten und Fleischpasteten und viel Bier.

Mit dem Glockenschlag 11 war dieses häusliche Fest zu Ende. Herr und Frau Fezziwig stellten sich zu beiden Seiten der Türe auf, schüttelten jedem einzelnen der Gäste die Hände zum Abschied und wünschten ihm oder ihr „fröhliche Weihnachten".

Dann sah Skrooge noch zwei Lehrlinge, sich selber und Dick, nach dem Feste dastehen, die ihr Herz in Lobpreisungen Fezziwigs ausschütteten. Dann sprach der Geist: „Sieh, nur ein paar Pfund eures irdischen Geldes hat er hergegeben; ist das denn so viel, daß er solches Lob verdient und die Leute ihm wegen solcher Kleinigkeit, solche Dankbarkeit entgegen bringen?"

„Das ist's nicht, Geist," bemerkte Skrooge. „Er hatte die Macht, uns glücklich oder unglücklich, unsern Dienst zu einer Last oder zu einer Bürde, zu einer Freude oder zu einer Qual zu machen. Ob nun dieses Glücklichmachen mit kleinen oder großen Dingen geschieht, ist gleich. Er hat's eben getan."

Skrooge fühlte hier des Geistes Blick und schwieg darum. Aber der Geist fragte: „Was gibt's?"

„Nichts, nichts," wehrte Skrooge ab.

„Etwas doch, sollte ich meinen," drängte der Geist.

„Nein," sagte Skrooge, „nein, ich möchte nur eben ein paar freundliche Worte mit meinem Diener sprechen. Das ist alles."

Skrooge früheres Selbst löschte nun die Lampen aus und er und der Geist standen wieder im Freien.

„Meine Zeit geht zu Ende," sagte der Geist, „schnell!"

Wieder sah Skrooge sich selbst. Er war jetzt älter geworden; ein Mann in der Blüte der Jahre. Er war nicht allein. Ein schönes, junges Mädchen in Trauerkleidern saß neben ihm. In ihrem Auge standen Tränen, die in dem Lichte glänzten, das von dem Geist vergangener Weihnachten ausströmte.

„Warum weinest Du?" fragte Skrooge früheres Selbst.

„Soll ich nicht weinen?" gab das Mädchen, seine Braut, zur Antwort, „daß ein anderes Götzenbild mich verdrängt?"

„Welches Götzenbild?" erwiderte er.

„Ein goldenes; weil du Geld hast, magst du von mir, einem armen Mädchen, nichts mehr wissen. Du hast mich lieb gehabt, bis die Leidenschaft nach dem Gelde mich aus deinem Herzen warf. Ist's nicht so?"

„Ja, und wenn, ich war damals ein Knabe," sagte er, „hatte keinen Begriff, wie minderwertig und verhaßt die Armut in der Welt ist. Gegen nichts ist die Welt so hart wie diese."

„Und weil du so von der Armut denkst, gibst du mir armen Mädchen den Brautring zurück, weil ich nicht zu dieser Anschauung passe. Lebe wohl, mögest du glücklich werden auf dem erwählten Wege."

Sie schieden.

„Geist," sagte Skrooge, „zeige mir nichts mehr, führe mich nach Haus. Warum erfreuest du dich daran, mich zu quälen?"

„Noch ein Gesicht," rief der Geist aus.

„Nein," rief Skrooge, „nein, ich mag kein's mehr sehen. Zeige mir keins mehr."

Aber der erbarmungslose Geist hielt ihn mit beiden Händen fest und zwang ihn, zu betrachten, was zumächst geschah.

Sie befanden sich an einem anderen Orte, in einem Zimmer, nicht sehr groß, aber voller Behaglichkeit. Am Kamin saß wieder ein schönes, junges Weib, so gleich der, die Skrooge soeben als Braut gesehen, so daß er glaubte, es sei dieselbe, bis er diese selbst, jetzt eine stattliche Matrone, der Tochter gegenübersitzend, bemerkte. In dem Zimmer war ein wahrer Aufruhr, denn es befanden sich noch mehr Kinder darin, und die Freude war so groß, daß Skrooge fühlte, er werde halb von ihr angesteckt. Aber jetzt wurde ein Klopfen an der Tür gehört und der fröhlockende Haufe drängte sich dem Vater entgegen, der, mit Weihnachtsgeschenken beladen, nach Hause kam.

„Fröhliche Weihnachten, fröhliche Weihnachten!" hörte er Alles jubelnd durcheinanderrufen und dann sah er, wie die Kinder sich über die mitgebrachten Sachen hermachten, glücklich wie Könige.

Der Mann aber trat zu seiner Frau an den Kamin und sagte lächelnd zu ihr: „Betta, ich sah heute einen alten Freund von dir."

„Wer war es?"

„Rate!"

„Wie kann ich das? — Ach, jetzt weiß ich," fügte sie sogleich hinzu, lächelnd, wie er lachte, „Mr. Skrooge!"

„Ja, Mr. Skrooge. Ich ging an seinem Bürofenster vorüber; und da kein Laden davor war und er Licht darin hatte, mußte ich ihn fast sehen. Sein Kompagnon, Mr. Marley, liegt im Sterben, hörte ich, und er saß allein dort. Ganz allein in der Welt, glaube ich."

„Geist, sagte Skrooge mit bebender Stimme, führe mich weg von diesem Orte!"

„Ich sagte dir," erwiderte der Geist, „daß dies Schatten gewesener Dinge wären. Gib mir nicht die Schuld, daß sie so sind, wie sie sind."

„Führe mich weg," rief Skrooge aus. „Ich kann es nicht ertragen."

Er wandte sich gegen den Geist, und, wie er sah, daß er ihn mit einem Gesichte anblickte, in welchem sich auf seltsame Weise einzelne Züge all der Gesichter zeigten, die er gesehen hatte, rang er mit ihm.

Bei dem Ringen bemerkte Skrooge, wie das Licht auf dem Haupte des Geistes hoch und hell brenne; und in einem dunklen Instinkt jenes Licht mit des Geistes Einfluß auf sich verbindend, ergriff er den Lichtauslöscher und stülpte ihn auf des Geistes Haupt. Der Geist sank darunter zusammen, so daß der Lichtauslöscher seine ganze Gestalt bedeckte; aber obgleich Skrooge ihn mit seiner ganzen Kraft niederdrückte, konnte er das Licht nicht verbergen, welches darunter hervor und mit hellem Schimmer über den Boden strömte.

Skrooge fühlte, daß er erschöpft sei, und von einer unüberwindlichen Schläfrigkeit befallen werde und wußte, daß er in seinem eigenen Schlafzimmer sei. Er gab also dem Lichtauslöscher noch einen Druck zum Abschiede und fand kaum Zeit, in das Bett zu wanken, ehe er in tiefen Schlaf sank.

Weisheitssprüche über Reichtum und Armut.

Für viele ist der Erwerb von Reichtümern nicht das Ende ihres Elendes, sondern nur dessen Wechsel.

Manche haben die Mädchen gern, an deren Oehrlein beiderseits je ein ganzes Vermögen herunterbaumelt.

Du irrst, lieber Freund, wenn du die Ueppigkeit und Sittenverderbnis für einen Fehler unseres Jahrhunderts hältst. Das sind Fehler der Menschen, nicht der Zeiten.

Güldene Brockensammlung.

Wenn ich Sonntags bekomm die Orte zu lesen — In denen man der Sammlung gut ist gewesen — Und immer wieder mit neuen Geschenken — In Liebe derselben wollte gedenken — Dann heißt es meistens: Aus Neuß, aus Neuß — Und weniger aus dem Neußer Kreis — Und doch dreißigmal so viele Bewohner hat — Das bevölkerte Land als die einzige Stadt — Woran mags liegen? Hab ich schon gefragt — Sind denn die Landleute nicht drauf bedacht — Dem göttlichen Heiland die Freude zu machen — Zu seiner Ehr von ihr'n güldenen Sachen — In gläubiger Lieb' etwas herzugeben? — Sollt' gerade denn der Bauer am Gelde kleben? — O nein, der eigentliche Grund liegt wohl da — Daß zu kommen zu Schwester Salesia — Den Leuten wird schwer, denn der Weg ist weit — Und Landleute haben die wenigste Zeit — Da fiel mir denn dieser Tage ein — Fast in jedem Dorf steht ein Klösterlein — Wo, wie Schwester Salesia im armen Kind — Auch brave Nönnchen in Tätigkeit sind — Wenn die Leut' aus dem Dorf in deren Hand — Der Einfachheit wegen legten ihr goldenes Pfand — Ich bin überzeugt, sie ließen gewinnen — Fürs schöne Werk sich als Helferinnen — Ihr Leserinnen im Neuß-Grevenbroicher Land — Ihr seid ja all mit den Schwestern bekannt — Ueberlegts euch einmal und schreitet zur Tat — Ihr Schwestern aber, mit gutem Rat — Steht ihnen und mir in der Sammlung bei — Damit sich mehr' der Monstranzen Reih — Von siebzig zu achtzig wachse die Zahl — Wenn hundert wir haben, das letzte Mal — Wir dann an eure Liebe uns wenden — Wenn bald das Jahr 1919 wir enden — Dann ist, weil das schöne Ziel ist gewonnen — Die Sammlung mit ihm auch zu Ende gekommen.

Kloster Marienberg.

Ungenannt von Neukirchen 24 Mark in Silber.
Ungenannt aus Neuß zwei Kleinigkeiten.
Ungenannt von Neuß ein Ohrring.
Ungenannt von Grimlinghausen 1 Goldstückchen von 10 Mark.
Ungenannt von Neuß 1 silbernes Ehrenzeichen.
Ungenannt von Neuß ein goldener Ring und 50 Pfg. in Silber.
Ungenannt von Neuß 1 goldener Ring und 3 Mark in Silber.
Ungenannt von Neuß 4 Mark in Silber.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß.



Nr. 43. Sonntag, 26. Oktober. 1919

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, 26. Oktober: Amandus.
Montag, 27. Oktober: Sabinus.
Dienstag, 28. Oktober: Simon u. J.
Mittwoch, 29. Oktober: Narcissus.
Donnerstag, 30. Oktober: Alfons.
Freitag, 31. Oktober: Wolfgang.
Samstag, 1. November: **Allerheiligen.**

Sonntagslesung.

Die Macht der heiligen Liebe.

Du, o Gott, bist die Freude meines Herzens, du meine Hoffnung, meine Zufluchtsstätte in den Tagen der Trübsal. Doch weil meine Liebe noch so schwach und meine Tugend noch so dürftig ist, so kann mein Herz deiner Tröstung und deiner Stärkung nicht entbehren. So suche mich den öfter heim und unterweise mich in deiner hl. Wahrheit.

Erlöse mein Herz von allen Leidenschaften, die es gefangen halten und heile es von allen Neigungen, die es krank machen.

Es ist ein großes Ding um die Liebe, sie ist in Wahrheit ein großes Gut. Sie allein macht alle Bürden leicht und duldet alles Ungleiche mit gleichem Mute. Was rechte Liebe ist, dringt aufwärts und will nicht unten an der Erde kriechen. Die Liebe gibt alles für alles und hat alles in allem. Denn sie findet ihre Ruhe nur in dem einen höchsten Gut, das die Quelle alles Guten ist.

Die Liebe ist schnelltätig, aufrichtig, fromm, lieblich, froh, mild, stark, geduldig, treu, klug, langmütig, mannhaft und sucht in keiner Sache sich selbst. Die Liebe ist vorsichtig, demütig, offen, gerade, nicht weichlich, nicht leichtsinnig, nicht auf Eitelkeiten bedacht, nüchtern, keusch, standhaft, ruhig und in allen Sinnen wohlbewahrt.

Thomas von Kempen III. 5.

Nichts ist süßer, denn die Liebe,
Nichts so stark, so hoch und fröhlich,
Nichts so reich im Himmel oben
Und auf Erden nichts so selig.

Wie man seine Werke verrichten soll!

Daß es bei den Werken, die wir tun, sollen sie Gott wohlgefällig sein, auf die gute Meinung, die reine Absicht ankommt, wissen wir alle. Wir sollen aber nicht nur diese reine Absicht im allgemeinen haben, nicht bloß auf das Wesentliche der Dinge, sondern auch auf ihre Umstände, auf Zeit, Ort, Art und Weise, auf die Mittel, sie auszuführen, beziehen.

Wir sind von Gott, dem himmlischen Gärtner, in das Erdenland verpflanzt als Bäume, die Früchte für ihn tragen sollen. Die Frucht, die nun Gott von unseren Werken sammelt, ist das Wohlgefallen, das er an diesem unserem Tun und Lassen hat. Wenn wir nun die einzelnen Werke nicht auf die rechte Weise, zur rechten Zeit, mit wenig Sorgfalt, mit wenig Eifer verrichten, hat Gott wenig Freude an denselben. Es ist eben verkrüppelte Frucht, wie wurmstichige und von Flechten und anderen Uebeln kranke Bäume sie tragen. Darum kannten die alten Lateiner den schönen Spruch: „quidquid agas, prudenter agas, et respice finem, was du tust, da tue gut und bedenke das Ende". Um nun unsere Werke so vollkommen zu verrichten, sind folgende Erwägungen nützlich:

1. Frage dich: auf welche Weise will Gott, daß ich dieses Werk verrichte? Die Antwort liegt in der Mahnung des göttlichen Heilandes: „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist", d. h. tut eure Werke möglichst vollkommen!

2. Stelle dir die Frage, wie würde wohl der göttliche Heiland dieses Werk verrichten? Sein Beispiel und Vorbild müssen wir uns als höchste Regel und als sichere Richtschnur der Vollkommenheit stets vor Augen halten.

3. Frage dich: wie würdest du wünschen, deine Werke getan zu haben, wenn du jetzt vor den Richterstuhl Gottes treten müßtest, um von ihnen Rechenschaft zu geben? So tue sie jetzt. Welche Sorgfalt verwendet ein Handwerkslehrling auf eine Arbeit, wenn er damit seine Gesellenprüfung ablegen und erfahrene Meister ihr Urteil darüber abgeben sollen. Die letzte Prüfung vor dem erfahrensten Meister ist eben die, die du vor Gottes Gericht ablegen mußt.

4. Frage dich: wie würdest du in der Stunde deines Todes wünschen, gehandelt zu haben? Wenn wir dann, wo nichts mehr zu ändern und zu verbessern ist, Reue und Schmerz über unsere Nachlässigkeit empfinden müßten, warum sollten wir denn nicht jetzt, wo wir noch dazu im Stande sind, uns mit Energie und sorgfältigem Eifer darauf verlegen, unsere Werke mit großer Vollkommenheit zu tun.

5. Denke einmal darüber nach, wenn dieses Werk, das du jetzt ausführen sollst, oder willst, das letzte deines Lebens wäre, mit welcher Sorgfalt und Hingabe würdest du es nicht verrichten. Mit demselben Eifer tue darum dieses dir augenblicklich vorliegende Werk.

6. Es kostet wirklich, wenn du überhaupt ein Werk zu vollführen hast, wenig Mühe, es gut und in rechter Absicht zu tun. Unordentliche und nachlässige Arbeit befriedigt zudem dich nie, während jede gut getane Arbeit schon an und für sich Freude bringt.

7. Bedenke, wie schön und edel es ist, Gott zu gefallen, und welche Unordnung darin liegt, mit demselben Werke, das wir zu seinem Wohlgefallen verrichten wollen, aus Mangel an Sorgfalt ihm Mißfallen zu bereiten. Wenn eine Schneiderin ein Brautkleid für eine hochgestellte Dame, meinetwegen eine Königin oder Fürstin anfertigen soll, welche Sorgfalt wird sie darauf verwenden!

Von dem heiligmäßigen Johann de Soto, Laienbruder und Schneidermeister in einem Jesuitenkollegium, wird uns erzählt: Als er nahe am Sterben war, bat er seine Mitbrüder, ihm seine Nähnadel zu geben. Diese meinten, er rede im Fieberwahn. Er aber antwortete: „Ich bin nicht von Sinnen, sondern ganz bei Vernunft, reicht mir nur die Nadel einmal". Als man ihm nun die Nadel gab, nahm er sie in die Hand und sagte: „Diese Nadel da wird für mich der Schlüssel zum Himmel sein; mit ihr muß ich mir die Pforten des Paradieses öffnen, daher wünsche ich mit ihr zu sterben; denn mit dieser Nadel werde ich zu Christus, meinen Erlöser gelangen, da ich mit derselben nichts gearbeitet habe, das nicht aus Liebe zu Gott geschehen wäre. Nicht einen Nadelstich habe ich getan, nicht einen Faden durchgezogen, außer in der Absicht, Gott zu gefallen, als ob ich Jesus Christus selbst zu bekleiden gehabt hätte".

8. Verrichte deine Werke alle mit solcher Ueberlegung und Gesinnung, als ob du gar nichts anderes zu tun hättest. Bei Oberflächlichkeit und Eilfertigkeit kommt ja doch nichts heraus, weil eben mehr daran liegt, ein Werk gut, als eine Million schlecht zu verrichten.

9. Kümmere dich nur um das Heute, d. h. um den gegenwärtigen Tag. Diesen einzigen gut zuzubringen, hast du doch wohl den Mut. Und da der morige Tag ungewiß ist, setze den heutigen keiner Gefahr aus, d. h., gibt Acht auf dich, daß du ihn gut zubringst. Auch ist ja kein Grund vorhanden, an das

ganze Leben insgesamt zu denken, da ja dasselbe nicht auf einmal, sondern in einzelnen Abschnitten durchlebt wird.

Eine schwere Last setzt uns in Schrecken, wenn wir sie auf einmal tragen sollen, ist sie aber in verschiedene Teile zerlegt, so können wir sie leicht und furchtlos auf uns nehmen. „Divide et impera, teile und herrsche", sagt ein alter Spruch.

Wir müssen es machen wie Gott es macht in der Natur. Millionen Blätter läßt er auf einem Baume sich bilden, aber jedes Blatt ist für sich in seiner Bildung ein Kunstwerk der Baukunst und Malerei. Milliarden Flocken fallen bei einem Schneewetter auf die Erde, aber jedes Flöckchen zeigt in seiner Anlage die wundervollsten Zeichnungen. Millionen Aehren und Grashalme stehen auf dem Felde und jeder einzelne Halm ist ein Wunderwerk, aus dem der Baumeister die Gesetze der Technik lernen kann. Millionen Blumen und Blümlein schmücken die Wiese und machen aus ihr einen reichen, bunten Teppich, doch keine, und wäre es die geschickteste Stickerin, kann ein einziges solches Blümchen herstellen, und wenn sie ein ganzes langes Leben daran meisterte, wie ein einziger Frühlingstag sie ungezählt aus dem Boden lockt.

Darum: „was du tust, das tue gut und bedenke das Ende." Wer an jedes Werk, das er verrichtet, die letzte Feile legt, dessen Leben ist selber ein Kunstwerk, dem Gott der Herr gerne einen schönen Platz in seinem Himmelssaal anweist.

Geld macht nicht glücklich.

Ein Wort, das jeder im Munde führt und doch fast keiner glaubt; denn wie wenige gibt es in der Welt, die nicht im Reichtum den Inbegriff des Glückes sehen. Wer wird mehr beneidet, als der Reiche? Je reicher, meint man, je glücklicher. Nun aber ist das Glück etwas inneres, der Reichtum etwas äußeres. Glücklich kann doch nur der sein, der zufrieden ist, aber wie selten ist ein Reicher zufrieden. Der Geiz, dieses häßlichste und verzehrendste aller Laster, findet sich mehr, wo viel Geld, als da, wo keins ist, und die Habgier mehr bei denen, die viel haben, als bei denen, die von der Hand in den Mund leben. So sind Geld und Glück, wenn sie auch beide mit G anfangen, selten Hausgenossen. Anstatt, daß das Geld der Seele die Ruhe gibt, raubt es ihr dieselbe oft genug und mehr und mehr. Das ist die Erfahrung aller Jahrhunderte. So wird uns schon aus alter Zeit als Beispiel folgendes berichtet:

„Ein reicher Herr und ein armer Handwerker wohnten einander gegenüber. Während der Reiche in der Sorge um sein Geld und sein Vermögen, obgleich er Junggeselle war und nicht bekümmert um Frau und Kinder zu sein brauchte, manche schlaflose Nächte hatte und tagsüber zu keiner rechten Freude kommen konnte, hörte er, daß der Arme mit einer ganzen Schar Kinder immer guter Dinge war und des Nachts so fest schlief, daß ihn sein Weib jeden Morgen, wenns Zeit zur Arbeit war, kaum zu Fassen bringen konnte. Da sagte der Reiche zu sich: Ich will diesen Mann zum Genossen meiner Sorgen machen, denn geteiltes Leid ist halbes Leid.

Er stand also eines Nachts auf, ging an die Türe des Armen, die nie verschlossen war — denn damals gab es noch nicht so Vagabunden und Schufte, die, wie heute, auch dem armen Mann sein Zicklein oder Schweinchen aus dem Stalle holen — und befestigte an der inneren Seite an der Klinke einen mit Goldstücken gefüllten Beutel. Als der Mann am folgenden Morgen zur Arbeit wollte, fand er das Geld. Er wollte nun nicht mehr zur Arbeit gehen, weil er fürchtete — damals gab es noch keine Banken und Sparkassen — der Schatz könne ihm unterdessen gestohlen werden. Dann überlegte er, wie er vor seiner neugierigen und schlauen Frau und seinen neidischen Nachbarn den Fund verheimlichen könne. Er versteckte ihn also ins Bett, legte sich hinein und stellte sich krank, um das Bett nicht verlassen und seinen Schatz nicht gefährden zu müssen. Griesgrämig und mürrisch lag er im Bett und kein frohes Lied erklang im Haus, seitdem das Gold hineingekommen war.

Nach einigen Tagen kam der reiche Mann und frug nach dem Handwerksmann. „Er ist krank" sagte seine Frau. „Ich weiß es", sagte der Reiche, „und ich bin gekommen, ihn zu heilen". Und er ging zu ihm hin und flüsterte ihm heimlich ins Ohr: „Gib mir das Geld zurück, das du an deiner Türe gefunden hast, sonst werde ich noch Ursache, daß du dich noch erhängst". Dieser tat es. Und von der Stunde an war er wieder gesund. Im Hause klangen wieder frohe Lieder, und in der nächsten Nacht fand der Mann zum ersten Male wieder den Schlaf, und er schlief so fest, daß seine Frau ihn am nächsten Morgen fast nicht wach brachte."

Wir kennen aus dem Schullesebuch Gellerts Fabel vom sterbenden Phylax, der seinen treuen Hundefreund Pantalon alle verscharrten Knochen an seine Sterbehütte holen ließ, aber noch zu geizig war, diesem ein Beinchen zu überlassen.

Sollt ich nun so glücklich sein
Und das schöne Schinkenbein
Das ich — doch ich mags nicht sagen
Wo ich dieses hingetragen

Werd ich wiederum gesund
Werd ich dir, bei meinem Leben:
Auch die beste Hälfte geben.
Ja, du sollst — Hier starb der Hund. —
Der Geizhalz bleibt im Tode karg
Zwei Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schlecht zu sterben
Sucht man sich Schätze zu erwerben!
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Ist es nicht in der Tat des Menschen, sicher des Christen unwürdig, sein Herz und seine Liebe an den Staub der Erde, an das Geld zu hängen? Wir sind wahrhaftig zu etwas höherem berufen. Traurig vor allem ist sehen zu müssen, daß zuweilen selbst solche, die, was äußerliche kirchliche und religiöse fromme Uebungen angeht, mit die ersten sind, auch in der Prozession der Habgierigen und Geizigen an der Spitze gehen. Sie trifft das Wort Walthers von der Vogelweide:

Wer christlich nur mit Worten spricht
Und Christenwerke übet nicht,
Der ist wohl halb ein Heide,
Dies eine ist zumeist uns not:
Das Wort ist ohne Werke tot
Gott schütz und fördre beide.

Kirchenstühle.

Schon im Jahre 1892 hat Herr Kardinal Krementz bestimmt, daß man bei Vermietung von Kirchenstühlen die Klausel aufnehmen lasse, daß diese Stühle auch von anderen Leuten benutzt werden könnten, wenn dieselben 10 Minuten nach Beginn des Gottesdienstes von den Mietern noch nicht in Benutzung genommen wären. Vor einigen Monaten hat das Erzbischöfliche Generalvikariat den Kirchenvorständen nahegelegt, auf die Vermietung von Kirchenstühlen ganz zu verzichten. Man hat nun dagegen eingewendet, daß es Kirchen gibt, die diese Beihülfe unbedingt nötig hätten, sollen sie die Kosten für Gottesdienst etc. decken können und in solchen Fällen steht die geistliche Behörde auch einer solchen Vermietung nicht direkt ablehnend gegenüber. Aber gleichwohl sollte man meinen, wo viele vermietete Kirchenstühle sind, da sind auch viele reichere Leute, und die müßten doch im Falle der Not, auch ohne eigenen Kirchenstuhl, die ihrem Vermögen entsprechende Gabe für kirchliche Zwecke geben. Es gibt ein Dekanat in unserer Erzdiözese, in dem es keine vermieten Sitzplätze gibt, die Opferfreudigkeit aber ist dort so groß, daß man gerade in diesem Dekanate in den letzten 50 Jahren die meisten neuen Kirchen erbaut hat. Uebrigens hat schon vor 100 Jahren der Rheinische Dichter P. Josef Fischbeck über die Kirchenstühle folgendes hübsche Gedicht geschrieben:

Zur heiligen Weihnachtszeit um Mitternacht,
Wo gern des frommen Christen Auge wacht,
Saß eben, als die erste Meß' begann,
In seinem Kirchenstuhl ein reicher Mann,
Die meisten Kirchenstühle waren leer,
Doch auf den Steinen kniete rings umher
Der Armen Schar, auch mancher schwache Greis
Und mancher Krüppel war in ihrem Kreis.
Andächtig betete der reiche Mann.
Und als die Sinnenwelt vor ihm zerrann,
Da schaut er Wunderbares im Gebet:
Maria nimmt das Kindelein und geht
Mit ihm durchs Gotteshaus von Stein zu Stein
Und jeden küßt das Jesukindelein,
Doch an den Stühlen wandelt sie vorbei,
Auch an des Reichen Stuhl; zwar sündenfrei,
Mitleidig bei der Brüder Not und Schmerz
Und fromm und gottergeben war sein Herz,
Und dennoch achtet sein der Heiland nicht.
Tief seufzte er, da plötzlich ward es licht
In seiner Seele: einen schwachen Greis
Führt er auf seinen Platz, und in den Kreis
Der Armen kniet er sich in Demut hin.
Und siehl Es kehrt die Gottgebärerin,
Die Magd des Herrn, mit ihrem Kind zurück,
Sie schaut ihn an mit ihrem milden Blick,
Das Kindlein reicht sein Mündchen ihm zum Kuß,
Er schmeckt der Himmelswonne Vorgenuß.
Noch manche Kirchenstühle ließ er bauen,
Doch nur für Krüppel, Greise, schwache Frauen.
Er selber kniete, bis er selbst ein Greis,
Auf harten Steinen in der Armen Kreis.

Beethovens Mondschein-Sonate.

(Aus dem Englischen.)

An einem mondklaren Winterabende besuchte ich den berühmten Komponisten Beethoven, um einen Spaziergang mit ihm zu machen und später mit ihm zu Abend zu essen. Als wir einige dunkle, enge Gassen durchwanderten, blieb er plötzlich stehen.

„Still", sagte er, „was sind das für Töne?"

„Es ist ein Stück aus meiner F-Sonate, wie schön sie gespielt wird."

Wir standen vor einer einfachen, kleinen Wohnung und lauschten den Klängen. Plötzlich brach der Spieler ab und wir hörten eine Stimme, die seufzend sprach: „Ich kann nicht weiter spielen, die Sonate ist so herrlich und meine Kraft reicht nicht aus, sie vollendet wiederzugeben. Was gäbe ich nicht darum, Beethovens Konzerte in Köln besuchen zu dürfen."

„Warum vergebliches Klagen, liebe Schwester, wenn man doch nichts erreichen kann," hörten wir ihren Gefährten sagen. „Wir können ja kaum die Miete bezahlen.

Ja, wären die Eltern am Leben geblieben und hätte uns nicht durch den Tod der guten Frau R., deiner mütterlichen Freundin, unserer großen Wohltäterin, das Unglück getroffen, deine Fortbildung aussetzen zu müssen, dann wäre vieles anders."

Beethoven sah mich an.

„Laßt uns eintreten," sagte er, „ich will ihr vorspielen. Sie hat ein feines Verständnis und wird mit mir fühlen."

Ehe ich es verhindern konnte, hatte er die Türe geöffnet. Wir betraten ein einfaches Gemach. Ein bleicher, junger Mann saß an einem Tische und fertigte Schuhe an. Ganz in seiner Nähe beugte sich ein junges Mädchen mit langen, über die Stirne fallenden Locken über ein altmodisches Klavier. Beide waren ärmlich, aber reinlich gekleidet, und beide sahen überrascht auf, als wir eintraten.

„Verzeiht," sagte Beethoven, „daß wir stören, aber ich hörte Musik und war versucht, einzutreten. Ich bin nämlich Musiker von Beruf."

Das junge Mädchen errötete und der Jüngling schaute ernst, ja etwas befremdet auf.

„Ich verstand nicht ganz, was Sie sagten," fuhr mein Freund fort, „Sie hörten gern, d. h. Sie möchten, nun ja, soll ich Ihnen etwas vorspielen?"

Die ganze Situation war so komisch und die Art und Weise des Sprechers so originell, daß wir alle unwillkürlich lächelten.

„Besten Dank", sagte der Schuhmacher, aber unser Klavier ist zu abgenutzt und wir haben keine Noten."

„Keine Noten," wiederholte mein Freund.

„Ja, aber wie —?"

Er unterbrach sich und wechselte die Farbe, denn das junge Mädchen schlug ihr Gesicht voll zu ihm auf und er sah, daß sie blind war.

„Verzeihen Sie," stammelte er, „ich hatte es nicht bemerkt. Dann spielen Sie also alles nach dem Gehör?"

„Alles."

„Und wo hörten Sie denn Musik, da Sie doch keine Konzerte besuchen?"

„Ich hörte einer Dame in der Nachbarschaft zu. An stillen Sommerabenden hatte sie ihr Fenster gewöhnlich geöffnet und so schlich ich mich in die Nähe und lauschte ihrem Spiel."

Das junge Mädchen machte einen schüchternen Eindruck. Darum sagte Beethoven nichts mehr, sondern setzte sich schweigend ans Klavier und begann zu spielen. Er hatte kaum die ersten Akkorde angeschlagen, als ich ahnte, was folgen würde, welche hervorragende Leistung er an diesem Abend vollbringen werde. Und ich irrte mich nicht. Niemals während all den Jahren, in denen ich ihn kannte, hatte ich ihn so spielen hören wie jetzt, da er dem blinden Mädchen und ihrem Bruder spielte. Von dem Augenblicke an, wo seine Finger die Tasten berührten, wurden die Töne des Instrumentes süßer und süßer. Die Geschwister waren stumm von Entzücken und Bewunderung. Der Bruder legte seine Arbeit zur Seite und seine Schwester lehnte sich mit vorgebeugtem Haupte nahe ans Instrument, preßte ihre Hände auf die Brust, beinahe, als ob sie fürchte, daß das Klopfen ihres Herzens die Flut dieser zauberhaften Melodien stören könne. Es war, als seien wir alle von einem seltsamen Traum umfangen und fürchteten nur, zu erwachen.

Auf einmal bewegte ein Luftzug das Licht der einzigen Kerze, sie flackerte und erlosch. Beethoven hielt ein und ich öffnete die Fensterläden, durch die eine Flut glänzenden Mondlichtes fiel. Das Zimmer war so hell wie vorher, und die Beleuchtung schien gerade auf den Künstler. Aber die Kette seiner Ideen schien durch den Vorgang unterbrochen. Sein Kopf sank auf die Brust, seine Hände lagen gefaltet auf den Knien und er schien gänzlich in Nachdenken versunken.

Endlich erhob sich der junge Schuhmacher und trat stürmisch und doch ehrerbietig auf Beethoven zu.

„Wer seid Ihr, wunderbarer Mann."

Der Künstler lächelte wohlwollend. „Hört", sagte er, und dann spielte er die ersten Takte seiner F-Sonate. Ein Schrei des Entzückens und Erkennens entrang sich beider Lippen und indem sie riefen: „Dann seid Ihr Beethoven", bedeckte sie seine Hand mit Küssen. Er wollte gehen, aber sie hielten ihn zurück.

„Spielen Sie uns noch einmal, nur noch einmal!"

Er ließ sich geduldig wieder zum Klavier zurückführen. Der Mond warf seinen vollen Glanz durch das offene Fenster und beleuchtete den Kopf und die kräftige Gestalt des Meisters.

„Ich will Euch eine Sonate an den Mondschein spielen," sagte er gedankenvoll zum Himmel und den Sternen aufschauend.

Seine Hände berührten wiederum die Tasten und er fing an, eine traurig-liebliche Melodie zu spielen, die leicht über das Instrument hinschwebte wie der sanfte Glanz des Mondlichtes über der dunklen Welt. Dann folgte ein wilder Uebergang wie ein Geisterreigen auf schwellenden Nasen, und zuletzt kam eine zitternde, atemlose, fliegende Melodie, die uns alle in Bewegung und Bewunderung versetzte. — Plötzlich brach er ab.

„Lebt wohl", sagte er, seinen Stuhl zurückschiebend und der Türe zueilend. „Werden Sie wiederkommen?" fragten die Geschwister in einem Atem.

Er schwieg und betrachtete mitleidig das Gesicht des blinden Mädchens.

„Ja, ja," sagte er freundlich; „ich komme wieder. Lebt wohl, ich komme bald wieder."

Sie begleiteten uns in tiefem Schweigen, daß derselbe war als Worte, bis zur Türe und sahen uns nach, bis sie nichts mehr von uns erblicken konnten. „Laßt uns rasch heimwärts gehen," sagte Beethoven, „daß ich die Sonate schreibe, während sie mir noch im Gedächtnis ist."

Wir gingen heim und er saß und komponierte, bis Mitternacht längst vorüber war.

Und das war der Ursprung der berühmten Mondschein-Sonate — hat darin der Schreiber recht, dann werden unsere musikalisch gebildeten Leser und Leserinnen das schöne Stück mit doppeltem Interesse spielen, da ja hier die barmherzige Liebe, die Liebe zu einer armen Blinden den Genius des Meisters zu dieser herrlichen Leistung begeistert hat.

Der beste Gruß.

Ein Mütterlein lag krank und matt
Auf seiner armen Lagerstatt.
Es lag so fromm, es litt so still;
Sein Wille war: „wie Gott es will."
Es hatte längst auf dieser Welt
Sein Hoffen all auf Gott gestellt.
Drum fand auch tröstend Priesterwort
Bei ihm stets einen guten Ort.
Doch heut, wie scheint das Mütterlein
So sorgenvoll und ängstlich drein!
Bis zögernd es zum Priester sprach:
Herr Pfarrer, lange dacht ich nach —
Ich bin ein Weib, ganz arm und schlicht
Und weiß mich zu benehmen nicht;
Tret ich nun in den Himmelssaal,
Wo all die Engel ohne Zahl
Und Heilgen Gottes Thron umstehn —
Ich kann vor Glanz nicht um mich sehn.
Was sag ich dann, wie heißt der Gruß,
Mit dem ich sie begrüßen muß?
Da sprach der Pfarrer, lächelnd zwar
Ob solcher Einfalt kindlich klar:
Der beste Gruß zu jeder Frist
Ist der: Gelobt sei Jesus Christ!
Den sprecht nur, tretet ihr herein,
Gleich fallen alle Heilgen ein,
Und durch die Himmel klingt es weit:
„Gelobt in alle Ewigkeit!"
Zufrieden war das Mütterlein,
Wie konnts ein andrer Gruß auch sein?
Noch lange lag es krank und matt
Auf seiner armen Lagerstatt.
Doch wich bis zu der letzten Stund
Der Gruß nicht mehr von seinem Mund,
Und mit „Gelobt sei Jesus Christ"
Es sanft im Herrn verschieden ist.
Du liebes, armes Mütterlein,
Hätt mögen dein Begleiter sein.

Der Weihnachtsabend.

3 Eine Geistergeschichte von Charles Dickens.

Sie schritten den Weg entlang. Scrooge erkannte alles wieder, jeden Pfahl, jeden Baum, den Marktflecken mit seiner Kirche, seiner Brücke und dem hellen Fluß. Jetzt erschienen einige Schulknaben, sie waren gar fröhlich und laut. Als sie näher kamen, kannte Scrooge sie alle wieder, er konnte sie alle beim Namen nennen. An den Kreuzwegen schieden die Knaben auseinander, schwenkten ihre Mützen und riefen: „Fröhliche Weihnachten!" Scrooge traten die Tränen in die Augen.

„Die Schule ist nicht ganz verlassen," sagte der Geist, „ein Kind, eine verlassene Waise sitzt noch dort."

Scrooge sagte, er wisse es, und schluchzte weiter.

Sie verließen nun die Heerstraße und kamen auf einem wohlbekannten Feldwege bald an ein Haus von dunkelroten Ziegeln mit einem kleinen Türmchen auf dem Dache und darin eine Glocke.

Sie gingen durch den Hausflur und kamen in einen langen, unbehaglichen Saal. Auf einer dieser Bänke saß einsam ein Knabe neben einem schwachen Feuer und las. Scrooge kannte ihn gleich wieder: er war es selbst. Was er sah, fiel auf sein Herz mit erweichenden Tönen und löste von neuem seine Tränen.

Der Geist berührte seinen Arm und wies auf sein jüngeres, in ein Buch vertieftes Selbst. Plötzlich stand ein Mann in fremdartiger Tracht vor ihnen, einen mit Holz beladenen Esel am Zaume führend.

„Was! das ist ja Ali Baba!" rief Scrooge voller Freude aus.

Ja, ja, er ist es. Einst zur Weihnachtszeit, als jener verlassene Knabe hier ganz allein saß, kam er zum ersten Mal, gerade wie er dort steht. Der arme Junge! Und dort der arme Valentin und der andere arme Waisenknabe, den man mitten im Schlafe vor das Tor von Damaskus gesetzt und dort halberfroren aufgefunden hat. Die Erzählung hat uns Kinder damals so gerührt."

„Ich wollte," murmelte Scrooge, die Hand in die Tasche steckend und nun sich blickend, nachdem er sich mit dem Rockaufschlag die Augen gewischt hatte, „aber es ist zu spät!"

„Was willst du?" frug der Geist.

„Nichts," sagte Scrooge, „nichts. Gestern abend sang vor meiner Türe ein Knabe ein Weihnachtslied. Ich wollte, ich hätte ihm etwas gegeben, weiter war es Nichts."